

# Schweigen in allen Zungen : die Expo.02 und die Mehrsprachigkeit

Autor(en): **Büchi, Christophe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **12 (2003)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832981>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## SCHWEIGEN IN ALLEN ZUNGEN: DIE EXPO.02 UND DIE MEHRSPRACHIGKEIT

Christophe Büchi

Es wäre natürlich viel verlangt gewesen, wenn wir von der Landesausstellung erwartet hätten, dass sie die nationale Kohäsion der Schweiz garantiert. Dies hätte eine krasse Überforderung bedeutet. Hingegen hat man bisher noch von jeder Landesausstellung erwartet, dass sie zumindest einen kleinen Beitrag zur Sicherstellung des nationalen Zusammenhalts leistet. Und mit dieser Erwartung wurde auch die Organisation der Expo.02 legitimiert.

Deshalb möchte ich hier einige kritische Bemerkungen anbringen zur Frage: Hat die Expo.02 wirklich etwas zur nationalen Kohäsion beigetragen? Ich bin nicht ganz glücklich über die Art und Weise, wie die Expo das Problem der Mehrsprachigkeit behandelt – oder eben nicht behandelt hat. Sie hat durchaus etwas für die Verständigung zwischen den Sprachgruppen geleistet; aber es hätte einiges mehr sein können – und müssen.

Ich werde also nicht versuchen, eine Gesamtbilanz der Expo.02 zu ziehen und schon gar nicht sie als Ganzes schlecht zu machen. Im Rahmen meiner Möglichkeiten habe ich mich seit 1996 resolut für das Abhalten der Expo eingesetzt, weil ich der Schweiz-Verdrossenheit und der «700 Jahre sind genug»-Sprüche gewisser Kreise längst überdrüssig bin. Auch habe ich beispielsweise in der *Neuen Zürcher Zeitung* einen Kommentar zur Expo-Halbzeitbilanz publiziert (*Es ist Expo, und man geht hin*, NZZ, 3./4.08.02), der grundsätzlich positiv ausgefallen ist. Ich betone dies nur, damit man mich nicht in die Ecke der Anti-Expo-Fundamentalisten stellt. Wenn ich in der Folge einige kritische Gedanken äussere, so möchte ich ganz klar festhalten: Ich finde gut, dass es die Expo gegeben hat, und bin all den Leuten, die sie ermöglicht haben, und nicht zuletzt Martin Heller, dankbar dafür.

Es ist ja auch höchste Zeit, den Glaubenskrieg «für und wider die Expo», der längst gegenstandslos geworden ist, endlich zu beenden. Hingegen finde ich, dass die Zeit gekommen ist, um eine nuancierte Bilanz der Expo und ihrer Leistungen vorzunehmen. Die Tendenz gewisser Expo-Exponenten, das «Deutungsmonopol» an sich zu reissen und gleich selbst zu sagen, was man von der Landesausstellung zu halten habe, ist ein bisschen unangenehm. Es

sollte in nächster Zeit eine nüchterne und detaillierte Auseinandersetzung um die Bilanz der Expo.02 anlaufen – sonst hätte sie gerade einen ihrer zentralen Ansprüche, nämlich eine nachhaltige Diskussion auszulösen, gründlich verpasst. Es reicht nicht aus zu sagen, sie sei ein schönes Fest gewesen und damit habe sie bereits ihren Zweck erreicht. Beim Preis, den der Spass gekostet hat, darf man schon ein bisschen Nachhaltigkeit verlangen.

Also wird sich auch diese Landesausstellung nicht nur die Frage gefallen lassen müssen, ob sie nicht etwas gebracht habe, sondern was genau. Die Expo muss an den Ansprüchen gemessen werden, die beim Start der Übung gestellt wurden. Dazu gehörte das Ziel, einen Beitrag zur Verständigung im Vielsprachenland Schweiz zu leisten. Hat die Expo diesen Anspruch eingelöst?

Die Expo.02 hatte sich vorgenommen, etwas über den Zustand der Schweiz auszusagen. Was hat sie uns über die mehrsprachige und multikulturelle Schweiz gesagt? Hat die Begegnung der Schweizerinnen und Schweizer unterschiedlicher Sprache auch ausserhalb der berühmt-berüchtigten Warteschlangen stattgefunden? Was hat die Expo zur Verständigung der sogenannten viersprachigen, in Wirklichkeit aber mehr und mehr vielsprachigen und vierzigsprachigen Schweiz beigetragen?

Eines ist unbestritten: Mit der Wahl eines Standorts, der auf beiden Seiten der deutsch-welschen Sprachgrenze liegt, wurde von Anfang an ein Zwang zur «Röstigraben»-überschreitenden Zusammenarbeit geschaffen, und das war gut so. Vier Kantone – Neuenburg, Waadt, Freiburg und Bern –, später auch der Jura, wurden so vernetzt. Damit war bereits ein Beitrag zur Überbrückung des berühmten Grabens geleistet. Allerdings ist anzufügen, dass die drei-Seen-Region diesen Anstoss am wenigsten nötig hat.

Das Bestreben, Deutschschweizer und Romands zusammenzuführen, kam auch in der Wahl des Managements zum Ausdruck. Ganz problemlos war dies allerdings nicht. Das Projekt wurde ursprünglich von Neuenburgern getragen, zu einer Zeit, da in der Deutschschweiz noch mehrheitlich Expo-Verdrossenheit herrschte. Als dann die erste Generation der Expo-Macher von einer zweiten Generation abgelöst wurde, die durch die Baslerin Jacqueline Fendt und Pipilotti Rist repräsentiert war, bekam das Projekt zwar in der Deutschschweiz Aufwind, dafür entstand bei einem Teil der Romands der Eindruck, die Deutschschweizer hätten ihnen einmal mehr ein Projekt «weggenommen». Mit der Wahl der Generaldirektorin Nelly Wenger und des künstlerischen Di-

rektors Martin Heller schien dann, um in der Sprache des Medienkitsch zu sprechen, das «Traumpaar» gefunden. Ein Mann und eine Frau, eine Ingenieurin und ein Kulturmanager, eine in Marokko geborene jüdische Französin mit Schweizer Bürgerrecht und ein Zürcher aus Basel: Das Casting schien perfekt, fast schon wie ein Symbol des Schweizer Sprachenfriedens, mit einem Hauch von weiter Welt. Freilich erwies sich das Tandem nicht als Traumpaar, sondern als ziemlich missmutige Zweckehe. Dies hatte wohl teilweise mit Charakterfragen zu tun, teilweise aber auch damit, dass die beiden aus einem anderen kulturellen Umkreis stammten und für unterschiedliche Öffentlichkeiten arbeiteten.

Dieser Riss zog sich teilweise auch durchs Management. Zeitweise schien es, als ob die Romands und die Deutschschweizer je eine eigene Expo machten. An der Basis klappte es dafür besser. Hunderte von jungen Menschen aus den verschiedenen Gegenden haben als «Exponauten» einige Monate lang zusammengearbeitet, und offensichtlich ging das im Allgemeinen gut. Hier hat die Expo etwas geleistet, das sich als wirklich nachhaltig erweisen könnte.

Und was hat die Expo auf der Besucherseite gebracht? Sicher, die Schweizerinnen und Schweizer kamen, und sie kamen von überall her. Man stand gemeinsam Schlange. Manchmal sprach man auch miteinander. Eine welsche Bekannte erzählt, sie habe im Pavillon «Wer bin ich?» im Liegebett neben einer Deutschschweizerin gelegen – und sich nicht gestritten. Und dies ist ja nicht selbstverständlich.

Es gibt, so scheint es, Romands, die an der Expo mit Deutschschweizern Freundschaft geschlossen haben – und vice versa. Das ist wunderschön. Es wurde bisweilen auch zusammen getrunken. Auch das ist schön. Ob es genügend oft geschah, möchte ich offen lassen.

Und natürlich gab es da und dort auch Unmut. Junge Romands waren ungehalten, weil der Fussballmatch Brasilien-Türkei auf der Grossleinwand in Neuenburg auf Deutsch kommentiert wurde. Zwei junge Frauen aus Lausanne, die im «Palais de l'Equilibre» an einem Bildschirm sich ein Video ansahen, mussten erleben, wie eine forsche Dame aus der Deutschschweiz kurzerhand auf Deutsch umschaltete, «weil man sonst nichts versteht». Umgekehrt beklagten Deutschschweizer, sie hätten in Yverdon nur mit Müh und Not eine deutsche Auskunft bekommen. Eine Betreuerin von jungen Besuchern aus den beiden Landesgegenden meinte, der «Röstigraben» sein manch-

mal schon Kilometer breit. Aber im Allgemeinen war die Stimmung gut, gelöst.

Aber ist es wirklich zu mehr als nur sporadischer Begegnung gekommen? Das Fragezeichen drängt sich auf. Die Gemeinsamkeit, so scheint es, bestand mehr aus einem Nebeneinander als aus dem Miteinander. Und wenn eine Expo-Sprecherin erklärt, jeder Zürcher, der in Yverdon ein Bier bestellt, leiste einen Beitrag zur Verständigung, so ist das natürlich Unsinn; so unsinnig wie die Behauptung, jeder Tourist, der in Bangkok einen Whisky trinke, trage zur Überbrückung des Grabens zwischen nördlicher und südlicher Hemisphäre bei.

Sprachbarrieren sind hohe Hürden, und es braucht viel Aufwand, Kompetenz und Energie, sie abzubauen. Wer auch nur einmal Schulklassen aus verschiedenen Sprachregionen betreut hat, weiss, wie viel Vorbereitung nötig ist, damit solche Begegnungen zu einem Abbau, und nicht zu einer Bestätigung von Vorurteilen führen. Bedauerlicherweise hat die Expo herzlich wenig gemacht, um den Kontakt zwischen Menschen unterschiedlicher Sprache zu stimulieren und zu begleiten. «Sprachen hatten für die Expo null Priorität», erklärte der scheidende Geschäftsführer des Bieler Forums für Zweisprachigkeit, A. Jean Racine, dem *Bund*. Die Angst vor Schulmeisterei und, vor allem, was nach staatsbürgerlichem Unterricht aussehen könnte, hat hier möglicherweise hemmend gewirkt. Das Theaterspektakel «Kombat», das von einer Zürcher und einer Lausanner Schauspieltruppe in monatelanger Arbeit auf die Beine gestellt wurde, war eine löbliche Ausnahme. Eine weitere war «Exchange.02», das grösste je realisierte Schüleraustauschprogramm. Aber für die Expo-Leitung war das Problem Mehrsprachigkeit bestenfalls ein Randthema. Erst eine Woche vor Ende wurde von den «Event-Managern» dann noch rasch ein Podiumsgespräch organisiert – die übliche eidgenössische Pflichtübung.

Aber vielleicht sagt dieses Schweigen einiges aus über die Nonchalance, mit der in der Schweiz allzu oft an das Thema Mehrsprachigkeit herangegangen wird. Dieses wird noch weitgehend als Folklore-Requisit für 1.-August-Redner betrachtet, und nicht als ein eminent zukunftssträchtiger Aspekt unserer Gesellschaft.

Denkbar wäre beispielsweise eine Ausstellung gewesen, in der eine babylonische Sprachverwirrung inszeniert worden wäre und wo die Besucher hätten experimentieren können, was es heisst, sich in einer Umwelt zurechtzufinden,

deren Sprache man nicht versteht; ähnlich wie im eindrücklichen Pavillon «Blindekuh» in Murten, wo Sehende von Blinden geführt wurden und wo, um es paradox zu formulieren, im besten Sinn Aufklärung stattfand. Man hätte sich eine Ausstellung gewünscht, welche die multikulturelle Realität der vierzigsprachigen Schweiz aufgegriffen hätte. Es hat nicht sein sollen. Hier liegt eine der verpassten Chancen der Expo.02. Sie hat einige Brücken gebaut, das Brückenbauen allgemein aber ein bisschen «mit der Linken gemacht», wenn Sie mir diesen Ausdruck erlauben – und das ist schade. Woran und an wem es lag, darüber werden wir wohl jetzt sprechen müssen.